

man sich schon in den brasilianischen Urwald bemühen. Dort gibt es unter den sogenannten Pfingstblumen eine „Dame mit dem weißen Schleier“, die man nicht nur wachsen sehen, sondern auch hören kann. Wenn man diese „Dame“ gründlich beobachtet, kann man sehen, wie aus einem weichen, eiförmigen Körper, der mit größter Geschwindigkeit wächst, sich aufrichtet und aufplatzt, ein Stiel förmlich heraus schießt, auf dem ein grünlisches Hütchen sitzt. Der Stiel verlängert sich in der Minute um fünf Millimeter, und es ist also gut möglich, ihn wachsen zu sehen. Durch die Gewalt des Emporschießens zerreißen manche der Fäden, die den Stiel bilden, und dadurch entsteht ein hörbares Knistern. Es ist also einer der gewöhnlichsten Fälle, in denen man das Wachsen sogar hören kann. Aber das Maß der Wunder ist damit noch nicht erschöpft. Aus dem Hütchen quillt vielmehr plötzlich ein Neß weißer Nadeln hervor, das den ganzen Stiel wie ein Rock einhüllt. Das ist der Schleier der „Dame“. So schön dieser Anblick auch ist, so wird er doch wesentlich dadurch beeinträchtigt, daß der Stiel einen durchdringenden Verwesungsgeruch ausströmt, der Menschen zu betäuben vermag. Manche Insekten empfinden ihn freilich als einen Wohlgeruch, durch den sie angelockt werden, sich an dem ausgehenden Saft des Stieles zu erlaben und bei der Gelegenheit die Stielsporen weiter zu verbreiten. Die Lebensdauer der „Dame mit dem weißen Schleier“ ist sehr begrenzt. In zwei Stunden eines Spätnachmittags ist sie zu zehn Zentimeter Höhe empor gewachsen, leuchtet die Nacht über in ihrer verführerischen Toilette und ist am Morgen, wenn der Besuch der Insekten vorüber ist, nur noch ein zusammengefallenes Häufchen misshandelter Leberreste.

Der Weg nach Timbuktu einst und jetzt

Kürzlich legte ein französisches Flugzeug den rund viertausend Kilometer langen Weg von Paris nach Timbuktu mit einer Zwischenlandung in Algerien in sechsundzwanzig Stunden zumeist flugwunderbar zurück. Dieses Ereignis trifft beinahe mit dem Tage zusammen, an dem vor hundert Jahren der erste Europäer unter weitestgehend ungünstigen Umständen Timbuktu erreichte. René Caillié war der Name dieses heute fast vergessenen Pioniers. Sechzehn Jahre alt fuhr der französische Waisenknecht mit sechzig Franken in der Tasche als Abenteuerer nach Senegal. Dort hörte er von der Märchenstadt Timbuktu und schloß sich 1815 einer englischen Expedition an, die zum oberen Niger vordringen wollte. Der Versuch mißlang; Caillié kehrte krank nach Frankreich zurück. Da erfuhr er von einem Preis, den die Geographische Gesellschaft in Paris dem ersten Europäer versprach, der Timbuktu erreichen würde. Caillié nahm sich vor, den Preis zu erringen. Er fuhr nach Senegal zurück und lernte dort vier Jahre lang mit unermüdlicher Ausdauer arabisch, erforste die Landesverhältnisse und vertiefte sich in die Lehren des Korans, bis er seine Rolle als „ägyptischer Aufseher“, der von Napoleon nach Paris verschleppt worden und von dort aus nach Senegal entflohen war“, spielen konnte. Dann bat er den französischen Gouverneur um 6000 Franken zur Finanzierung seines Unternehmens. Bringen Sie mir den Beweis, daß Sie in Timbuktu waren, dann will ich Ihnen das Geld geben! beschied ihn spöttisch der Beamte. Da erhielt Caillié vom englischen Statthalter in Sierra Leone, der vermeiden wollte, daß ein Nichtsbrute zuerst nach Timbuktu kam, eine Anstellung als Leiter einer Indigomühle. In zwei Jahren sparte Caillié zweitausend Franken von seinem mageren Gehalt, dann kaufte er Pulver, arabische Handelsartikel und einen Regenschirm. Am 17. April 1827 brach er nach Timbuktu auf. Er war 368 Tage unterwegs, erkrankte an Schorbut, sah hundertmal dem Tode ins Auge. Immer wieder retteten ihn seine Energie und sein — Regenschirm, der von den Schwarzen als Wunder bekannt wurde. Dreißig Tagereisen von Timbuktu entfernt war Caillié am Ende seiner Kräfte und Kräfte. Da gelang es ihm in der höchsten Not, die Freundschaft eines schwarzen Sultans zu erwerben. Dieser gab ihm Lebensmittel und ein Boot zur Fahrt auf dem Niger. Als Gegengabe erhielt er den Regenschirm. Am 20. April 1828 zog Caillié in Timbuktu ein und erlebte die bitterste Enttäuschung seines Lebens: Statt der Märchenstadt fand er nur einen Haufen schmüßiger Negerhütten. Vierzehn Tage später wanderte er nach Norden in die von Weißen noch nicht durchquerte Sahara und erreichte im September 1828, endlich Tim-

Strandlied

Feuertrunken sind die Wasser,
Nun versinkt der Sonnenball.
Alle Dünen werden blasser,
Und die Luft ist wie Kristall.

Ueber die erregten Flächen
Kommt ein weicher Westwind.
O, das wird ein heimlich Sprecher
Wo die stillen Gräser sind.

Und es flammen alle Lande,
Und es sinkt des Tages Braus.
Von dem Strande, von dem Strande
Gehen wehe Stimmen aus.

Hans Bethge.

ger. Der Preis der Geographischen Gesellschaft und die Ehrenlegion waren die einzige Belohnung für seine außerordentliche Tat. Wenige Jahre danach starb er an den Folgen der Strapazen.

Am Ausguck

Eine „Geldmaschine“.

Weit verbreitet ist immer noch die Ansicht, daß die Bewohner der Vereinigten Staaten in geschäftlichen Dingen die Klugheit mit Vorfahren geerbt hätten. Diese Auffassung stützt sich auf die großen Erfolge, die zahlreiche Geschäftsleute dort zu erringen verstanden. Gerade das ist aber ein Beweis dafür, daß einer verhältnismäßig dünnen Schicht Geflügelten die große Masse der Dummheit gegenübersteht, die denn auch von jenen rücksichtslos ausgebeutet wird. Dabei findet auch der größte Schwindel Glauben, wenn man dem armen Opfer nur mühelos, reichlichen Verdienst verspricht. So brachte es Alfred Schibler aus Green Bay in Wisconsin fertig, eine „Geldmaschine“ zu verkaufen. Es war ein Apparat, in dem man durchschnittlich 2000 Dollar einlegte und nach mehreren Stunden durch Drehen an einer Kurbel 3000 herausbekommen sollte. Für kleinere Summen lohnte es sich nicht. Das Eingeliegene beforgte Schibler selbst, das Drehen war Sache der vertrauensvollen Käufer. Selbstverständlich kamen keine 3000 Dollar hervor, ja nicht einmal das Anlagekapital, sondern nur ein einziger lumpiger Dollar. Herr Schibler aber hatte in den sechs Stunden, die der Apparat zur Umwandlung der 2000 in 3000 Dollar brauchte, Zeit genug gehabt, das Weiße zu fuchen.

Vom Indianer zum Präsidentschaftskandidaten

Eine recht abenteuerliche Laufbahn hat Charles Curtis, der republikanische Kandidat für die Vizepräsidentschaft der Vereinigten Staaten. Hinter sich: Sein Vater, Nachkomme englischer Sektierer, seine Mutter, Wetzlin, mehr Rotblau als Weiße; seine Großmutter indianische „Prinzessin“, sein Großvater französischer Trapper; sie alle haben dem Jungen die Eigenschaften ihrer Rasse vererbt. Die ersten Jahre verlebte er im großmütterlichen Wigwam, lernte reiten und schießen. Mit acht Jahren rettete er den Stamm durch einen Gewalttritt zum nächsten Militärposten vor der Vernichtung durch andere Rothhäute. Dann wird er Jockey, wird beinahe von Kameraden gehängt, bekommt beim Rennen blaue Bohnen nachgeschickt und gewinnt überraschend. Mit 14 Jahren packt ihn die Sehnsucht nach dem Wigwam, er brennt durch, geht zur Großmutter, „Prinzessin“ zurück. Seine englische Großmutter holt ihn wieder; steckt ihn zum ersten Mal in seinem Leben in die Schule; tagsüber lernt er, nachts fährt er als Kutscher, um dem knappen Gehalt zu helfen. Die Schulbank gefällt ihm bald nicht mehr; er versucht sich als Reporter, lernt dann bei einem Rechtsanwalt Jurisprudenz, vertritt seinen kranken Lehrmeister unvorbereitet in einem sensationellen Mordprozeß und reißt den Kopf seines Klienten wider Erwarten aus der Schlinge. Alles benutzt er; der Staatsgouverneur ernannt ihn zum Untersuchungsrichter, zum Generalanwalt; Charles Curtis ist ein gemachter Mann. Im Jahre 1892 wird er als Abgeordneter, später als Senator von Kansas nach Washington entsandt und immer wieder gewählt.

Masschlange als Festboten.

Wiele der uns so widerwärtigen Schlangen werden in gewissen Teilen Indiens, vor allem in Bengalen und Assam, sehr geschätzt. Sie

dienen vielfach nicht nur als Haustiere, die sich durch die Vertilgung von allerlei Ungeziefer nützlich machen, sondern auch als Festboten, die nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten, Hochzeiten und dergleichen, auf den Tisch kommen. Die für diesen Zweck bestimmten Tiere werden in einen mit einem Deckel verschlossenen Korb gesperrt und etwa zwei bis drei Mal in der Woche mit einem lebenden Ratten gefüttert. Man steckt das unglückliche Tier zu der Schlange in den Korb, wo es seinem Schicksal nicht entgehen kann und von dem Reptil alsbald gepackt und mit sichtlichem Vergnügen verschlungen wird. Die Schlange braucht etwa 15 Minuten, um den immerhin recht umfangreichen Bissen hinunter zu würgen. Wenn sie infolge Mangels an Bewegung und reichlicher Nahrungsaufnahme den Eingeborenen genügend gemästet erscheint, wird sie bei besonderer Gelegenheit regelrecht geschlachtet und als Festbraten zubereitet. Solche Schlangen erreichen eine Länge von zwei Metern bei entsprechender Dicke.

Die Riesenpastete von Denby Dale.

Das englische Städtchen Denby Dale rühmt sich wieder einmal zur Bereitung seiner berühmten gewordenen Riesenpasteten, die etwa einmal in jedem Jahrzehnt die Aufmerksamkeit ganz Englands auf den kleinen Ort lenken. Man ist jetzt dabei, die Schüssel, welche die Pastete aufnehmen soll, aus heimlichem Ton zu brennen. Das Riesengefäß erhält eine Länge von 5 Metern, eine Breite von 1 1/2 Metern und 45 Zentimeter Tiefe. Die Pastete selbst wird in einem eigens zu diesem Zweck in einer alten Mühle angelegten Ziegelfeld gebacken, am 4. August verteilt und in Portionen zum Preise von je 250 Mark an Vorhaber verkauft werden. Der Erlös fließt in die Kasse des Bezirkskrankenhauses. Man rechnet damit, daß etwa zehntausend Personen sich an dem Verzehren des Riesengerichtes beteiligen werden. Als die letzte Denby Dale-Pastete gebacken wurde, zählte man in dem kleinen Städtchen von kaum mehr als 1500 Einwohnern nicht weniger als sechzigtausend Besucher, die von allen Seiten herbeigeeilt waren, um das berühmte Meisterwerk der Kochkunst wenigstens zu sehen, wenn es ihnen nicht vergönnt sein sollte, einen Teil davon zu erwischen. — Beim vorletzten Male gab es übrigens eine große Enttäuschung. Aus unbekannten Gründen war die Pastete völlig mißraten. Sie wurde zu einem nahen Gehölz gefahren und dort durch ungeschickten Rast vernichtet.

Hausmusik in Bauernstuben.

Jedem, der in oberbayerischen und Tiroler Dörfern Einkehr gehalten und dort länger als nur zu flüchtigem Gruß gemeilt, kennt den Zauber der stillen Bauernstuben, in denen man vor allem Lärm und Gebälge der Welt geborgen scheint. Wenn der Abend herabsinkt und sich nach getaner Arbeit alle Hausbewohner um den weißgeschuerten Tisch versammeln, vorausgesetzt, daß die Männer nicht im Wirtschaftswichtige Gemeindeangelegenheiten beraten müssen, dann wird die Zither und die Gitarre hervorgeholt, und Volksweisen erklingen von alten und jungen Stimmen in ihrer immer zu Herzen gehenden Schlichtheit. Trüb- und Schmelmeliedchen, die Melodie vom gebrochenen Herzen und ewiger Liebe werden da mit tiefer Empfindung gesungen, und manch verwöhnter Städter findet diese „Bergelied“ schon mehr zu Herzen gegangen als die herrlichsten Arien aus der Kehle berühmter Sängervinnen. Die Zither ist übrigens ein uraltes Instrument das ursprünglich im ganzen nördlichen Europa vorkam. In Bayern zeigte es eine andere Form, das Scheitholz genannt, aus der sich im Laufe der Zeiten die heutige Zither mit den bis auf dreißig vermehrten Saiten entwickelte. Hervorgegangen ist die jetzt flachausliegende Zither aus der kleinen Handharfe, der wir schon aus Bildern der frühgotischen Kunst begegnen und die später aus der Hand der Minnesänger und „Gebildeten“ das Volk überging, dem sie bis heute ein lieber Gefährte geblieben ist.

Das Dorf der schönen Männer.

In weltabgeschiedener Einsamkeit liegt das kleine Rheindörflchen Heubach, das in weitem Umkreise als das Dorf der schönen Männer gilt. Es sind alle prächtige Gestalten, alle statisch gewachsen, meist 1,80 bis 1,90 m groß. Sie halten sich aufrecht und bleiben wunderbarerweise bis ins hohe Alter jung. Fast sämtliche Männer des Dorfes haben den Krieg mitgemacht und viele sind gefallen. Aber auch der Nachwuchs vertritt bereits, daß „die schönen Männer“ in Heubach nicht aussterben werden.

Verantwortlich: H. Semmelmann. Altena Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

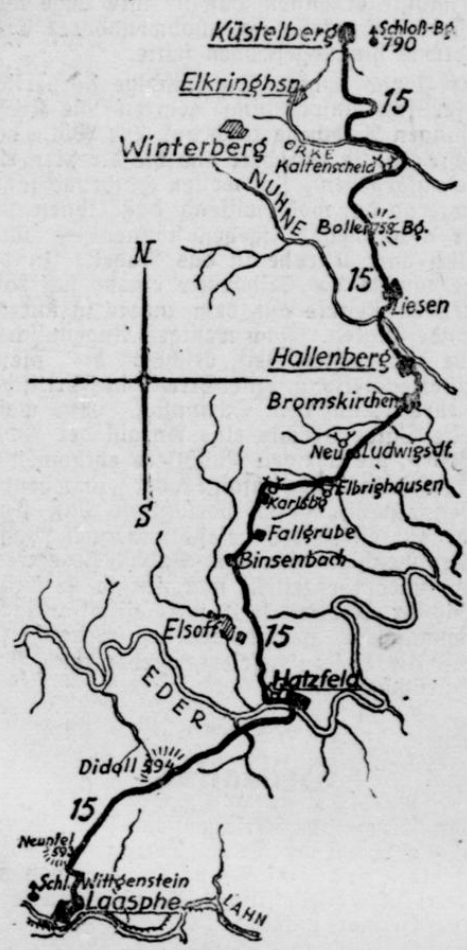
Dr. 31

Mittwoch, 1. August

1928

Auf 3 Tage vom östlichen Sauerland ins Wittgensteiner Land

Manchem wird für die Sommerferien mal ein Wanderplan für mehrere Tage lieb sein. Daher sei hier ein solcher Plan gleich für 3 Tage geschrieben. Nötig sind dazu nur die beiden Blätter Winterberg und Laasphe der Sauerlandkarte 1:50 000 vom Sauerland-Verlag zu Jserlohn.



Die Wanderung führt im Rüstelberg, 660 m hoch, an. Wir erreichen diesen winzigen Ort ab Steinbelle mit der Kleinbahn. Während des ganzen Verlaufs der Wanderung halten wir uns auf der Hauptwanderstrecke 15 des Sauerländischen Gebirgsvereins. Sie durchquert eins der reizvollsten und vor allem stillsten Gebiete des ganzen sauerländischen Berglandes. Schon der Anfang ist überwältigend schön. Die erste halbe Stunde führt uns über 100 m bis zum Reesberg aufwärts durch die prächtigen Hochwälder. Am „Jungen Grinne“ vorbei wandern wir weiter durch den unermesslich weiten Glindefelder Forst, vorerst stark abwärts bis zum Deitmedetal, das im Orketal mündet. Das herrliche Städtchen des romantischen Orketales, das wir dann länger entlang wandern, heißt der Wildische Grund. 2 Stunden vom Ausgangspunkt entfernt haben wir das friedlich in der Einsamkeit des Orketales gelegene Forsthaus Kaltenfeld erreicht. Gleich dahinter beginnt ein starrer Aufstieg von 45 Minuten Dauer und Ueberwindung eines Höhenunterschiedes von über 200 m. Es geht stets dem munter plaudernden Tillmechelsbach entlang. Hinter der Rauben Wiefe umfassen wir den Hang des 767 m hohen Bolkerberges, den zu beiseiten sich bei stichtigem Wetter unbedingt empfiehlt. Rahl ist zwar die steile Höhe, doch lohnend die weite Rundschau von oben aus. Am Knappfattel treffen wir auf Hauptwanderstrecke 6, mit der wir 10 Minu-

ten westwärts wandern. Im Tiefetal aber gehen wir auf Hauptwanderstrecke 15 wieder unseren eigenen Weg. 40 Minuten halten wir uns im Tiefetal abwärts, bis wir hinter dem Dörfchen Lese auf dessen Haltestelle auf das Ruhmetal stoßen und von diesem weiter talabwärts bis Hallenberg (885 m) folgen. Diese saubere und hübsch terrassenartig aufgebaute Stadt mit seinen Fachwerkhäuschen bildet den äußersten Vorpfeiler des Sauerlandes gen Südosten. Hier, nachdem wir 4 1/2 bis 5 Stunden unterwegs waren, wollen wir die erste Rast machen.

Am zweiten Tage folgen wir eine halbe Stunde lang aufwärts der Landstraße bis zum heftigen Dorfe Bromskirchen. Ueber Felder gehts weiter bis zur Ueberquerung des Sphäerobaches, dann steil aufwärts zur Försterei Neu-Ludwigsdorf mitten durch prächtigen Hochwald (50 Minuten hinter Bromskirchen). Nach weiteren 20 Minuten berühren wir die Försterei Elbrighausen und wiederum nach 50 Minuten stets durch urwaldartige Stämme das Forsthaus Karlsdorf. All diese wie auch die nächsten Höfe liegen in völliger Abgeschlossenheit in diesem landschaftlich wunderbaren Gebiete. Es folgt zunächst nach gut einer halben Stunde Hof Falkgrube und nach weiteren 10 Minuten Hof Binsenkopf. Die Elfter Höhe wird nach 35 Minuten gewonnen. An der Ziegenhecke, der Provinzialgrenze, vorbei kommen wir über Försterei Hagfeld nach 1 1/2 Stunden zum heftigen Städtchen Hagfeld, das von einer Ruine überragt wird und sehr hübsch im Orketal liegt. Des zweiten Tages Gesamtleistung betrug gut 5 Stunden. In Hagfeld suchen wir Ruhe für den letzten Wandtag.

Nach Ueberbreitung der Eberbrücke biegen wir rechts hinter der Bahn ab, wandern eine halbe Stunde am Waldrand entlang, endlich links in das nächste Seitental hinein. In gut einer Stunde klimmen wir auf Waldwegen durch den Talgrund 200 Meter höher. Oben auf der Hochfläche des Diddorf (570 m) angelangt, kreuzen wir Hauptwanderstrecke 23, bleiben aber auf unserer alten Strecke 14. Ein wunderbarer Waldhöhenweg liegt vor uns, einer der schönsten im Wittgensteiner Land. Zunächst kommen wir nach gut einer halben Stunde zur Schneise (605 m), dann nach weiteren dreiviertel Stunden zur Neunteile (590 m). Hier beginnt der Abstieg durch das Kältebenthal zum Schlupfunkt unserer Sauerlandwanderung der Sommerfrische Laasphe (320 m). 50 Minuten währt der Rest der noch nicht vier Stunden langen Wanderung Hagfeld-Laasphe. So bleibt uns noch Zeit genug übrig, uns die wunderschöne Umgebung Laasphe anzusehen, vielleicht auch zum Schloß der Fürsten von Wittgenstein droben emporzuheben und dann am frühen Nachmittag die Heimreise anzutreten.

Eine selten schöne stille Berg- und Waldwanderung liegt hinter uns. Wir begannen auf der Hochfläche des oberen Sauerlandes und endeten im Herzen des Wittgensteiner Ländchens. Wer, fern dem Getöse von Maschinen und dem Lärm von Menschen einmal so recht ausspannen will, hat auf dieser Wanderung die beste Gelegenheit dazu.

Die Schönheiten des Sauerlands

Von Studienrat Franz Predeh, Arnsberg.

IV. Durch Dorf und Stadt.

Wer die Wahl, hat die Qual. Denn so mannigfaltig ist die Schönheit der in die Talen der sauerländischen Berge eingebetteten bodenständigen Siedlungen, so eigen geartet je nach

ihrer Lage im anmutigen Tal, am hängenden Hügel oder auf hochgehobener Ebene; so reichvoll verschieden und doch so einheitlich gestaltet aus ein und derselben Sinnes- und Stammesart geboren, von der gleichen Sonne bestrahlt, von denselben Winden umweht.

So ist es denn schließlich ganz einerlei, ob der eine hierhin, der andere dort hin seine Spuren zieht; der eine das mittlere, der andere das hohe Sauerland wählt; ob der eine seinen Eingang in das gelegene Paradies der Erholung von Ruß und Schlacke, Gedröhn und Gestamp der Maschinen durch die Pforte der schicksalsgeprüften Ruhr oder die der vielgeundenen Renne hält. Ob er das anmutig stille Tal der Möhne hinaufwandert oder das der krausen Sieg, der Bigge oder der Volme.

Ja, die Flusstäler der Ruhr und Renne, Volme und Möhne, Bigge und Sieg sind die von der Natur vorgezeichneten Wanderstraßen ins bergige Sauerland, ihre plätschernden Wellen wie Voten aus seligen Gefilden. Wer die Wahl, hat die Qual! Diese süß-Quaal abzukürzen, will ich nun, lieber fremder Wanderer, ein Nachwort sprechen und dich zunächst ruhraufwärts führen.

Ob in Richtung Ruhr, Renne, Möhne oder Sieg: von Nordwesten ist die geographische Eingangspforte des ganzen kurhessischen, märkischen und a. T. bergischen Landes unbestritten die Stadt Hagen, die sich vor kurzem durch das Eintreffen des hunderttausendsten Einbürgers in Gestalt eines lieblichen Wägebels das Anrecht erworben, sich Großstadt nennen zu dürfen. Nun, die alte Industrie- und ehemalige Follmannstadt ist zu sehr Stadt der Kongresse und Tagungen, um mit einer beschaulichen und urwüchsigen Wandererstadt und bukolischen Sommerfrische verwechselt werden zu wollen. Im Stromgebiet der Ruhr wird der Wanderer auch den alten, geschichtlich bedeutenden Orten wie Menden und Jserlohn mit seinem herrlichen Stadtbild einen Besuch abstatten. Friedliches Schlendern lernt der Sommerfrischler noch auf den Straßen des hübschen im Tale der Möhne gelegenen uralten Städtchens Balve, das sich durch die Balver Höhlenpfade und seine vorbildlichen Bestrebungen auf dem Gebiete des Heimatdienstes einen rühmlichen Namen gemacht. Ein Orgelspiel von Theodor Bröpper wird jedem tiefer Veranlagten zum packenden Erlebnis. — Die alte Residenz der ehemaligen Grafen und Kurfürsten von Westfalen, das hochthronende Altkönigsberg, von wunderbarer Ruhrscheife innig umschlungen, wird dank der Schönheit seiner Lage, der Bedeutung seiner Vergangenheit, des wahrhaft malerischen Reizes seiner altertümlichen Winkel und seiner bemerkenswerten Bau- und Kunstdenkmäler (siehe das weitberühmte Hirschberger Tor und die Stätte des alten Grafenschloßes) sicherlich den Wanderer für einige Tage zu fesseln vermögen. Weiter östlich will das lustige und urwüchsige, schon von Grimme besungene Städtchen Relschede nicht zurück stehen. Und mit Recht. Das von hübschen Berggipfeln umrahmt, industriefreie Städtchen, dessen uralte Stiftskirche mit der wiederhergestellten Krypta zu den sehenswerten Bau- und Kunstdenkmälern Westfalens gehört, wird immer gern vom Wanderer und Sommerfrischler aufgesucht. Die nahe Senneperrre erhöht nicht unwesentlich den Reiz landschaftlicher Umrahmung. Wie das panoramatisch reizend gelegene Dörfchen Hellfeld dem in Arnsberg weilenden Feriengaste Tagesziel sein wird, so wird der in Relschede weilende nicht unerfahren, den echt sauerländischen Dörfern des Hinterlandes, vor allem dem hübsch gruppierten Remlinghausen, dem hoch gelegenen, ruinegekrönten Städtchen Hündingen, so eigen geartet je nach

ger Baldes vergrabenen Acker- und Köhler-
städtchen Pizschberg einen Besuch abzustat-
ten. In den benachbarten Kirchen der ge-
nannten Orte wird er viel Schönes und Inter-
essantes finden.
Halt! Da hätte ich beinahe das ganze Wenne-
tal vergessen! Im Geiste höre ich schon die
Erlöser rufen: Und das mit Recht! Denn
das im Tale des Eselbaches belegene Städt-
chen Eslohe hat es verstanden, sich in Ver-
zeihnis der guten Sommerfrischen des Sauer-
landes einen Namen zu machen. Wer nach
Eslohe kommt, wird natürlich das breit ge-
lagerte Großdorf Benholzhausen im
Tale der Wenne nicht übergehen wollen.
Ruhstalaufwärts ist bald der an und für sich
schöne Ort Eslohe erreicht. Doch der
Name birgt Musik. Für den winterrlichen
Schläfer, wie für den Sommerwandler.
Denn Westhof ist das innere Eingangstor des
hohen Sauerlandes. Durch das schöne Tal der
Wenne gelangt der Wanderer zum Mittel-
punkt des sauerländischen Erzbaues, Rams-
beck. Dieser Ort ist die Stütze des für die
Erhaltung der kulturellen Güter der Heimat so
tätigen sauerländischen Heimatbundes.
Rutlar! Einst wurde zu Lebzeiten der gu-
ten „Mutter Wenne“ von Amerika eine Post-
karte abgeschickt mit der Aufschrift: „An Mut-
ter Wenne“. Die Karte ist angekommen. Das
genügt wohl. Ueber das gemütliche, trauliche
Landstädtchen Eslohe, zu dessen Hinterland
das malerische Dörfchen Helmeringhau-
sen gehört, gelangt der Wanderer nunmehr zu
einer weitzeren Partie des Sauerlandes, zu dem
ob seiner Lage unvergleichlich schönen Olsberg.
Olsberg, am Fuße des mehr denn 700 Meter
hohen Berges gleichen Namens gelegen, ist
dank seiner wunderbaren Höhenluft und der
wahrhaft großartigen Umräumung ein Som-
merfrisch ersten Ranges. Die nahe Karlsau ist
ein wahrer Gottesgarten. Olsberg ist die Wiege
der gefühlvollen sauerländischen Dichterin
Maria Kahle. Bekannt ist die Naturheil-
anstalt von Dr. Grüne.
Rufe aus dem hohen Norden veranlassen
mich, noch nachträglich eine Fahrt durch das
hebliche Höhenland zu machen, ehe wir ins
hohe Sauerland einbiegen wollen. Nun gut!
Höhenluft-Möhne! Wer kennt nicht diese
Begriffsverbindung! Der Möhne ist
heute unbefreitbar das Ziel Tausender von
Bogenschießern. Da wir über die Talpforte
des Sauerlandes noch im besondern beruhen
werden, möge heute dieser Hinweis genügen.
Aber das Höhenland! Um es kurz zu machen:
es ist kein großartiges Tal. Dafür aber un-
geheuerlich. Und sicherlich nicht ohne kulturelle
Reize. Die vom Grafen Gottfried 2. zu Be-
ginn des 13. Jahrhunderts erbaute Kapelle in
Brügge, sowie die ehemalige Kommende des
deutschen Ordens in Mülheim an der Möhne
sind Kunstdenkmäler ersten Ranges. Das
marmoreiche, hochthronende Alaggen, die Orte
Niederbergheim, Bieleke und Rü-
then sind friedlich beschauliche Landorte. Ver-
folgt der Wanderer den Lauf der Möhne we-
ter aufwärts, öffnet sich ihm auf der Briloner
Hochebene das altzeitliche Kreisstädtchen
Drilon. Till Eulenspiegel und „König Im-
mer Lustig“ haben hier residiert. Die Schwert-
narben an der uralten Pfarrkirche zeugen von
mühenreichen Kämpfen. Zur Sanjageit hatte
Brilon zeitweilig den Vorzug. Kunsthistorisch be-
deutungsvolle Bauten zieren den Weitenma-
cherort. — Von Brilon aus führt das idyllische
Almetal nach Büren und Paderborn.
Ueber Paderborn kann in diesem Rahmen
nichts gesagt werden. Es ist eine Welt für
sich.
Da sich inzwischen Möhne- und Almetal be-
rühren, können wir ungehindert in das Sy-
stem der oberen Ruhr eindringen.
Dieses schöne Vorhaben wird leider durch
Beschwerden aus dem Soppedekal verhindert.
Dies sei nicht minder schön und verlange ge-
bietend Erwähnung. Was tun? Nun, so
steige mit mir die Gierschuppe herauf. (Gemeint
ist das Fließchen). Bald sind die (schmucken,
noch zum Ruhrfließsystem gehörenden Dörfer
Elleringhausen und Buchhausen
(Kreis Brilon) erreicht. Das erstere ist bekannt
durch den großen Tunnel gleichen Namens,
der die fauchenden Züge der Strecke Köln-Kaf-
fel-Beipig über die charakteristische Wasser-
scheide Rhein-Weser führt, das zweite durch
geologische Ereignisse von den Ausmaßen eines
gigantischen Gorkampfes. Doch über dem lieb-
lichen Bruchhaufen thronen bekanntlich die
melancholischen Porphyrekegel der Bruchha-
ferne.
Ein kurzer Sprung, und wir sind im Strom-
gebiet der Weser.
Bei der Station Brilon-Wald (gleichfalls Mu-
sik in den Ohren aller Sauerlandreisenden!)
denkt man unwillkürlich an das Winterport-

torado Billingen. Und bei Nennung des
Namens Billingen wieder an das wunder-
schöne, traumhafte Waldecker Ländchen.
Doch darüber darf ich heute nicht schreiben. Ich
darf nur noch kurz vorzutragen, daß der das
Soppedekal- und Diemeltal hinablaufende Zug
durch eine wunderbare Landschaft gleitet, bis
er im historischen Marsberg und im alter-
tümlichen Warburg eine Weile lang ver-
weilt.
Jetzt geht's aber wirklich ins hohe Sauerland
denn Beschwerden anderer gleich schöner Lan-
dschaften werden nicht mehr angenommen.
—
Abenteuer in der Wüste
Von Hans Felix Rotholl.
Im Frühjahr dieses Jahres war das Kom-
mando einer kleinen britischen Truppenstation
in Mesopotamien in einiger Verlegenheit. Eine
größere Summe, es mochten etwa 50.000 Mark
sein, sollte eiligst nach Smyrna an das dortige
Rote Kreuz geschickt werden. Unter den an-
wesenden Offizieren stand aber niemand zur
Verfügung, dem man ausreichend Gewandtheit
und Landeskennntnis hätte zutrauen können.
Da erbot sich eine junge Amerikanerin, Miß
Carr, die seit mehreren Jahren in Vorderasien
als Krankenschwester tätig war, den Auftrag
zu übernehmen. Nach einigem Zögern willigte
man notgedrungen ein, zumal Miß Carr alle
zur glücklichen Durchführung des Unterneh-
mens erforderlichen Eigenschaften besaß. Un-
terzüglich machte sich die unerfahrene junge
Dame an die Vorbereitungen zu ihrer etwa
1800 Kilometer langen Fahrt, die im Kraft-
wagen gemacht werden sollte, und trat dann die
einsame und gefährliche Reise an.
Anfangs ging alles gut. Miß Carr kam schnell
vorwärts und hatte etwa die Hälfte des Weges
zurückgelegt, als das Glück die mutige Fahr-
erin verließ. Das Auto befand sich in gebir-
giger Gegend auf einem schmalen, mit seinem
Sand bedeckten Wege, auf dem das Steuern
außerordentlich schwierig war. In dem losen
Sand kam der Wagen leicht ins Rutschen,
gerade als die Straße dicht an einem tiefen,
horstigen Abgrunde entlang führte. Trotz aller
Vorsicht und Geschicklichkeit gelang es Miß
Carr nicht, den Wagen immer gerade zu halten
und schließlich trat das Gefährliche ein.
Die Hinterräder rutschten ab, und der Wagen hing,
halb in der Luft schwebend, über der Tiefe. Nur
der Umstand, daß der vordere Teil an einer
etwas hervorragenden Felskante einen Halt gefan-
den hatte, bewahrte das Auto vor völligem
Absturz.
Die Amerikanerin sprang aus dem gefährde-
ten Auto und überdachte ihre Lage. Den Wa-
gen ohne fremde Hilfe wieder aufzurichten,
war unmöglich. Da die Hinterräder frei in der
Luft schwebten und nirgends einen Halt fan-
den, nützte auch die Kraft seines Motors nichts.
Das Auto mußte seinem Schicksal überlassen
werden. Aber was wurde aus der kühnen
Fahrerin? Die Gegend war wild und men-
schenleer. Der Zustand des Weges bewies, daß
hier nur selten jemand benutzte. Wochen mög-
lich vergehen, ehe ein Auto oder ein Reiter da-
her kam. Die einzige Hilfe war von den Wü-
stenstämmen zu erwarten, die als Räuber die
Straßen unsicher machten; aber — so hoffte
Miß Carr — einer mehr, als sie um Schutz
bittenden Frau würden sie ihre Hilfe nicht ver-
sagen. Der Versuch erschien nicht ungefährlich;
da aber die junge Krankenschwester einen an-
dern Weg zur Rettung nicht sah, entschloß sie
sich, diesen einzuschlagen. Zwar das Auto mit
allen Ausrüstungsgegenständen war verloren,
es bestand aber wenigstens die Möglichkeit,
das Leben zu retten. Die 50.000 Mark ver barg
sie sorgfältig an ihrem Körper, dann machte
Miß Carr sich auf die gefährliche Wanderung,
wobei sie Vorsorge traf, im Notfall den Weg
zum Auto zurückfinden zu können. Zwei Tage
wanderte sie so unter den sengenden Strahlen
der Sonne, nachts schlief sie in ihrem Mantel
gehtüllt im Wüstenfand. Am Abend des zwei-
ten Tages bemerkte die Einsame, daß sie die-
sen Marsch durch die menschenleere Wüste nicht
durchhalten würde. Nach schülen es ihr jetzt ge-
ratener, auf der wozu auch wenig begangenen
Straße Hilfe abzuwarten, als durch die Einöde
zu irren. So kehrte sie wieder um und er-
reichte nach dreitägiger Abwesenheit den noch
immer über dem Abgrunde hängenden Wagen.
Als Miß Carr am anderen Morgen früh er-
wachte, sah sie einen grauen Schatten über den
Weg huschen, dem bald andere folgten. Ein
kalter Schauer rann der mutigen Reisenden
über den Rücken. Es gab keinen Zweifel: ein
Rudel Wölfe war auf ihre Spur gestoßen und
ihr gefolgt. Zwar ist der Wüstenwolf im allge-
meinen feige und greift den Menschen nicht an,

doch dies Rudel war ein Hunger gepreißt u.
ging daher unter Führung eines alten Zeit-
wärters alsbald zum Angriff über. So schnell
waren die Tiere heran, daß Miß Carr keine
Zeit fand, ihre Schutztrasse aus dem Wagen zu
nehmen. Doch in Reichweite lag eine Eisen-
stange, wie sie zum Aufmontieren der Reifen
gebraucht werden; mit dieser teilte sie die Wölfe
gegen die herandrängenden Wölfe aus.
Zunächst war sie erfolgreich. Mehrere der Tiere
fielen mit schweren Wunden an Kopf, mit
gebrochenen Rippen und Gliedern zu Boden.
Aber das Rudel war zu groß, und Miß Carr
sah den Augenblick immer näher kommen,
wo sie ermattet die Waffe sinken lassen und
zwischen den Zähnen der hungrigen Wölfe en-
den würde. Verzweifelt blinnte sie sich ein-
em Zufluchtsort um, wo sie sich eine Zeitlang
aushalten und frische Kräfte für den ungleichen
Kampf sammeln könnte. Sie fand nichts an-
deres als das am Straßenrande halb in der
Luft hängende Auto. Mit einem gewandten
Sprunge schwang sie sich auf das Verdeck des
Wagens, wo sie zunächst gegen den Ansturm
ihrer gierigen Feinde eingemurrt gesichert
war, wenigstens einige der kühnsten ihr auch
dorthin zu folgen verlockten, so daß Miß Carr
sich auf der Hut sein mußte.
Dazu zeigte sich plötzlich eine neue Gefahr.
Die Bewegungen, welche die Bedrängte machen
mußte, um die angreifenden Bestien mit der
Eisenstange zurückzuschlagen, und die Sprünge
der Wölfe gegen die Wagenwände erschütterten
das Fahrzeug so heftig, daß es von der
Felskante in die Tiefe zu stürzen drohte. Miß
Carr mußte erkennen, daß sie ihre Lage nicht
gebeßert, bestenfalls ihr unabwendbares Ende
nur etwas hinausgeschoben hatte.
Der Abend nahte. Die ständige körperliche
und seelische Anspannung zehrten die Kräfte
des jungen Mädchens rasch auf. Die Wölfe hat-
ten ihre Taktik geändert und die direkten An-
griffe aufgegeben. Im weiten Halbrund saßen
sie lauernd da, wohl wissend, daß ihnen ihr
Opfer nicht mehr entgehen könne. — Doch
plötzlich kam Unruhe in das Rudel. In der
Ferne tauchte die Silhouette eines sich rasch
nähenden Reiters auf, dem andere in kurzem
Abstände folgten. Nach wenigen Augenblicken
gerade zur rechten Zeit, erschien die kleine
Kavallerieabteilung, eine Streife der britischen
Streitkräfte, auf dem Schauplatz. Eine wohl-
gezielte Salve streckte eine Anzahl der Wölfe
zu Boden, die übrigen Raubtiere entkamen
in eiliger Flucht. Die infolge der ungeheuren
Nervenspannung fast bewußtlose Miß Carr
wurde auf ein Pferd gesetzt und nach Wofful
im Krankenhaus gebracht. Sobald sie einiger-
maßen wiederhergestellt war, sorgte sie dafür,
daß die ihr anvertraute Summe eiligst an ihren
Bestimmungsort geschickt wurde, worauf sie
überall als Heldin gefeiert, wieder nach Bag-
dad zurückkehrte.
—
Heimatlos
In seinem im Verlage von F. A. Brock-
haus erschienenen Buch „Verlorenes Volk“
erzählt Fridtjof Nansen aus von der
Rut russischer Flüchtlinge, die vergebens eine
neue Heimat suchen.
In Bulgarien sind viele russische Flüchtlinge.
Die meisten stammen aus Wangel's gechlage-
ner Armee, die zunächst hierher nach Konstan-
tinopel gekommen war, von der wir aber
einen Teil nach Bulgarien gebracht hatten,
weil dort leichter Arbeit zu finden war.
Manche kehrten dann von dort aus nach Rus-
land zurück. Der Versuch, allen diesen Men-
schen zu helfen, fiel in meinen Aufgabenkreis
als Oberkommissar des Völkerbundes.
Da die bulgarische Regierung in den flüchtigen Ru-
sen zum Teil Kommunisten vermutete und die
politische Ansteckungsgefahr fürchtete, wollte
sie die Leute am liebsten wieder los sein. Die-
jenigen, die man für verdächtig hielt, wurden
in einem Lager bei Warna eingesperrt, und im
letzten Frühjahr, Anfang März, brachte man
250 von ihnen an Bord des „Triton“, eines
baufälligen Rahnes, kaum groß genug, um 50
Mann zu fassen. Mit Proviant für einige
Tage dürftig versehen, wurden sie mit Kurs
nach Odessa aufs Schwarze Meer hinausge-
schickt. Mit den russischen Behörden war je-
doch keinerlei Vereinbarung über die Aufnah-
me der Leute getroffen; die russische Regie-
rung war nicht einmal von dem Transport
in Kenntnis gesetzt. In Odessa wurde daher
den Flüchtlingen die Landung verweigert. Der
wacklige „Triton“ mußte aufs Meer hinaus,
aber wohin? Jemandem andern russischen
Hafen anzulanden, hatte keinen Zweck, ebenso
aussichtslos war die Rückkehr nach Bulgarien.

Es gab nur eine Möglichkeit, in der Türkei
einen Versuch zu machen. Das bedeutete eine
lange Seereise, und es läßt sich kaum aus-
denken, wie die vielen Menschen unter Mangel
an Nahrung und Wasser zu leiden hatten, ein-
gesperrt in der kleinen, gebrechlichen Schute,
die so leicht war, daß sie sich kaum über Was-
ser halten konnte. Als sie endlich nach sechs-
undzwanzigtägiger Seefahrt Konstantinopel im
April erreichten, war sie reif zum Wegbrechen.
An Bord herrschte Jubel, nun schlug die Stun-
de der Erlösung! Aber nein, auch die türki-
schen Behörden wollten die Unglücklichen nicht
landen lassen. Sie mußten an Bord bleiben.
Ein Dampfboot bekam den Auftrag, den
„Triton“ durch den Bosporus zurück ins
Schwarze Meer zu schleppen; als das Abschlep-
pen begann, stieg die Verzweiflung an Bord
zu Rausch. Der „Triton“ war dem Sinken
nahe, er stand zur Hälfte voll Wasser, die Ru-
fen schrien, drohten über Bord zu springen
und riefen um Hilfe. Zum Glück lag ein eng-
lischer Dampfer in der Nähe, dessen Kapitän
die Hilferufe hörte. Als er sah, was vorging,
stellte er die türkische Polizei und machte sie
verantwortlich für Verlust von Menschenleben,
wenn sie diese Unmenschlichkeit fortzusetzen
magte. Das Abschleppen mußte aufgegeben
und den Russen erlaubt werden, die sinkende
kleine Schute zu verlassen. Man gestattete
ihnen den Aufenthalt auf einem kleinen um-
zäunten Gelände am Strande, angelehnt an
die Stelle, wo der „Triton“ verankert. Zu essen
bekamen sie nichts, und damit war es auch schon
für mehrere Tage mager bestellt gewesen.
Als ich unmittelbar darauf telegraphisch von
der Sachlage unterrichtet worden war, drach-
tete ich an die Regierung von Moskau und
bat für die Flüchtlinge um die Erlaubnis zur
Heimkehr nach Russland. Die Regierung ant-
wortete jedoch, sie kenne die Flüchtlinge nicht,
wisse nicht, was es für Leute seien, und sei
daher genötigt, abzulehnen. In der Ange-
legenheit sei ihrer Auffassung nach die bulga-
rische Regierung zuständig, die es veräußert
habe, nach Moskau Nachrichten zu geben.
Inzwischen führten die armen Flüchtlinge auf
dem offenen Strande, mit ungenügender Klei-
dung und ohne Nahrung, ein elendes Dasein.
Viele waren zusammengebrochen, wäre nicht
Miß Anna Michell gewesen, die im Konstan-
tinopler Flüchtlingsbüro des Völkerbundes tä-
tig war. Sie sammelte bei hilfsbereiten Mit-
gliedern der amerikanisch-europäischen Kolonie
der Stadt und bei verschiedenen Institutionen
und konnte dadurch die Leute von Tag zu Tag
am Leben erhalten. Nur aber hatte sie nur
nach Mittel für wenige Tage und mußte nicht
wohin sich wenden. Als sie mich nun bat, ich
möge sie begleiten und nach den Leuten sehen,
folgte ich ihrem Wunsch.
Welches Elend! Die Flüchtlinge konnten sich
auf ganz engem Raum hart am Strande
bewegen. Einige hatten eine Art Dach über
sich, das hauptsächlich einmal zum Schutz für
ein paar Boote bestimmt gewesen war. Dar-
unter lagen sie nun, Männer und Frauen, dicht
gedrängt auf der bloßen Erde. Ein Rechteck,
sechs Fuß lang und zwei Fuß breit für jeden,
abgegrenzt durch einige Mauersteine, stellte das
Bett dar. Ein Häuflein Erde oder Steine
diente als Kopfkissen, einige Lumpen lagen
auf dem Boden als eine Art Unterlage für
den Oberkörper. Das war alles. — Hier wa-
ren Kinder zur Welt gekommen, hier waren
ein paar Menschen gestorben. Ein Wunder
nur, daß nicht noch mehr zusammengebrochen
waren. — Unter dem Dach war nicht Platz für
alle, einige mußten außerhalb auf dem Boden
liegen. Sie hatten es bei Nacht noch kälter
und wurden bei Regen natürlich vollständig
nass. Die Tagesration bestand in etwas Brot
und einer Tasse dünner Suppe. Aber nun
waren, wie gesagt, auch die letzten eingemal-
teten Geldmittel erschöpft.
Die Flüchtlinge hatten bei ihrer Ankunft et-
was Geld gehabt, alle zusammen ungefähr 700
türkische Pfund (etwa 18.000 Mark), aber die-
se hatte die türkische Polizei ihnen abgenommen
und verweigerte die Rückgabe. Vermutlich
sollten sie zur Deckung der Ausgaben für spä-
teren Abtransport der Flüchtlinge dienen —
zumeist wohl auf den Rückhof. Zur Begah-
lung der Miete für die Unterkunft konnte
das Geld wohl nicht bestimmt sein.
Uebrigens lagen viele dieser Vertriebenen,
trotz der überhandnehmenden Reiden, erstaunlich
aus. Die Frauen teilweise ganz gesund und
kräftig, während andere freilich recht abgezehrt
und mitgenommen waren. Manche Männer
waren groß, kräftig und arbeitsfähig. Durch
Vermittlung eines Dolmetschers sprach ich mit
einigen. Ihr einziger Wunsch war, irgend-
wohin zu kommen, wo sie Arbeit erhalten und
sich selber durchbringen könnten, das Leben
hier sei unerträglich. Sie wollten gern nach

Magland oder auch anderswohin, es kam nicht
so genau darauf an, nur nicht zurück nach
Bulgarien. Es waren mehrere gebildete Men-
schen unter ihnen, die etwas französisch sprachen.
Aber auch sie waren bereit, jede belie-
bige Arbeit anzunehmen.
Was war da zu tun? Die Schwierigkeit be-
stand darin, daß sie sich zur Heimkehr nach
Russland bereit erklärten, um vom bulgari-
schen Isolierungslager fortzukommen. Des-
halb wurden sie nämlich für Bolschewisten ge-
halten, und kein Land wollte sie aufnehmen.
Ich sprach mit dem bulgarischen Gesandten in
Konstantinopel, aber er versicherte mir, seine
Regierung würde die Leute unter keiner Be-
dingung wieder aufnehmen, und die türkische
Regierung war ebenso fest entschlossen, ihnen
die Erlaubnis zum Aufenthalt in Konstan-
tinopel zu verweigern. Die Sache sah wahr-
haftig recht schwierig aus. Aber ähnliche Ge-
schichten, sogar in noch größerem Maßstab, wa-
ren uns ja in der Arbeit für die Flüchtlinge
in Europa schon vielfach begegnet.
In diesem Fall bestand die Lösung am Ende
darin, daß wir mit Hilfe von Geldmitteln, die
mir der Kopenhagener Verleger Chr. Erichsen
zur Verfügung stellte, vorläufig den Unterhalt
der Flüchtlinge bestreiten konnten. Später
übernahm die große amerikanische Organi-
sation „Near East Relief“ die Kosten für die
Dauer einiger Monate unter der Bedingung,
daß eine endgültige Entscheidung der Angelegen-
heit binnen dieser Zeit gewährleistet wurde.
Diese Garantie übernahm ich. Endlich ließ
Frankreich sich zur Aufnahme einer kleinen
Anzahl von Menschen bewegen, die gute Ar-
beiter waren. Und auf meine Vorstellungen hin
ging die Sowjetregierung in Moskau dar-
auf ein, die übrigen aufzunehmen gegen die
Zusicherung, die bulgarische Regierung werde
künftig ohne vorherige Uebereinkunft mit
Moskau keine Flüchtlinge mehr nach Russland
senden.
—
Indianerfest in Guatemala
Von Stefani Gerhardt.
Vorbemerkung: Folgende Schilderungen
spielen auf einer Kaffeepflanzung (Finca)
an der Pazifikküste Guatemalas zur Zeit
der Kaffeelernte.
Ein furchtbares Getöse schreie mich aus
tiefem Schlaf. Es schrie, johl und pfeift,
knarrt, trommelt und tobt. Um mich schweben
dunkle Tropennacht. Was ist los? Ist Feuer
ausgebrochen? Nein. Dann würde das hohe
Glöckchen vom kleinen Dorf Kirchturn Sturm
blümmeln. Es muß also der Auftakt für das
am folgenden Tage beginnende Feste sein.
Acht Tage knarrt und tobt es Tag und Nacht.
Weitere acht Tage sind nötig, um den Kampf
auszuschlagen.
Auf der plaza vor dem Administrations-
gebäude herrscht lebhaftes Marktgetümmel.
Von weither sind die Indianer und Indiane-
rinnen mit ihren schweren Tragkörben gewan-
dert, tagelang mit behendem Aufschwung einer
hinter dem anderen. Die Frauen oft mit
schweren Körben auf dem Kopf, ein Baby im
Umhang auf dem Rücken gebunden. Schon
die kleinsten Kinder tragen eine Last auf dem
Kopf. Die Kleinen gleichen aufs Haar den
Älteren. Diefelbe Tracht, dieselbe stolze Hal-
tung, der gleiche mähende, trippelnde Gang.
Boll Freude und Erwartung eilen alle nur
irgendwie abkömmlingen Indianer zum Feste
nach Chocoma, dem Ereignis des Jahres.
Die Knarren und Trommeln verstummen.
Des Dorfkirchleins Glöckchen läutet zum Got-
tesdienst. Die kleine Kapelle kann die mehr
als tausendköpfige Menge nicht fassen. Nur
die Dorfställe finden darin Platz. Die übr-
igen stehen dicht gedrängt vor der Kirche. Für
den weihen Besitzer der Plantage und seine
Gäste ist eine Tribüne errichtet. Viele India-
ner, die auf dem Platz keinen Raum mehr
finden, klettern in die Bäume und bauen sich
dort ihre eigene Tribüne. Um den eigentlichen
Gottesdienst kümmert sich die braune Schar
herzlich wenig. Wohl sind sie getauft, aber
ihre alter heidnische Kult gefällt ihnen besser.
Da können sie ihrer Phantasie freien Raum
lassen. Großes Interesse flößen ihnen die
Europäer ein, einige von ihnen haben nur
selten Weiße. Die Weißen sind doch zu ho-
misch! Wie spaght sie gekleidet sind! Die
Frauen tragen keine langen Zöpfe, und ihre
Höcke reichen nicht bis auf den Boden! Vor
unserer Kamera hatten manche große Angst.
Der Teufel sitzt darin, kann alle ihre Sünden
erkennen und wird sie dafür strafen. Viele
laufen davon, wenn wir sie photographieren
wollen.

Nach dem Gottesdienst tritt der Meteste der
Dorfbewohner vor die Kirche, ein Baldachin
schützt das weiße Haupt des 80jährigen Grei-
ses. Doch hat er sich zur Hofzeit noch ein
Kopftuch umgebunden. Seiner vollen Würde
bewußt, steht er stramm und sicher da, redet
in der Indianersprache zu seinen Brüdern.
Dieser Alte mit seiner lederartigen, stark zer-
furchten Haut bietet ein prachtvolles Bild.
Der Alcalde, Dorfstälte und Bürgermeister
in einer Person, eröffnet die Prozession. An
der Spitze laufen johlend und schreiend India-
ner mit Riesenknarren, die sie schwerfällig
über ihren Rücken drehen. Sie vollziehen
einen Höllelauf. Das sind also die Dinger,
die uns nachts aus dem Schlaf jähreden.
Acht Tage wollen sie so weiter knarren! Dann
folgt der Alcalde. Nun in bunter Reihe, als
Neububen mit weißem Hemd und weißem
Kopftuch gemusterte Indianerknaben, auf
langen Stangen bunte, mit Schild und Gras
verzehrte große Riesenlaternen tragend. Trom-
petenbläser, Paukenschläger, dann wieder
Knarrenschwinger. Dazwischen das größte
schreiende Indianervolk. Der Zug ist endlos.
Die ganze Lebens- und Lebensgeschichte Christi
wird dargestellt. Jede Episode einzeln.
Darüber schwebt ein von starken Männern ge-
tragener Baldachin. Dazwischen langen Engel
in weißen Gewändern, mit großen goldenen
Flügeln, eine schwarze Maske vor dem Gesicht
tragend. Rote und schwarze Teufel, janken
sich mit ihnen. Auch diese verbergen ihre Ge-
sichter.
Der ganze Zug grenzt an Groteske. Reli-
giosität und Nummenhans. Mehr und mehr
zweigt der Zug von der kirchlichen Uebertre-
bung ab und artet in heidnische Masken-
stellungen aus. Immer mehr Knarr und Ge-
töse, ohrenzerreißende Musik. Der Zug geht
durch das ganze Dorf, zwischen allen mit Pal-
menblättern bedeckten Sitten hindurch. Ueber
den Straßen sind große Trummbögen und
Guirlanden angebracht, aber nicht aus Tan-
nen- und Maigrün, sondern ledig aus Früch-
ten der reich gesegneten Tropenvegetation. Ta-
hängen in den schönsten Verzierungen die
Apfelsinen und Bananen zu Tausenden, leuch-
tende Mangos und Papayas heben sich maie-
stisch vom dunklen Grün der Palmbäume ab.
Die Straßen sind mit Palmwedeln überfüt.
Die Natur liefert in verschwenderischer Fülle, was
diese Naturkinder zur Ausschmückung ihres
Festes begehren. Ein Karnevalszug in Nizza
kann nicht farbenfroher und lebendiger sein
als dieser Nummenhans.
Bis in die späte Nacht wahren sie weiter,
schreien, knarren, musizieren. Sie müssen durch
alle zwölf Indianerdörfer ihrer Finca wan-
dern. Acht Tage reichen beinahe nicht aus.
Nachts feiern sie dann untereinander in ihren
Sitten ganz im geheimen weiter. Was sie
da betreiben, wissen wir nicht. Es muß al-
theidnische Kultus sein. Ein Weißer war ein-
mal vormittig und schlich nachts in eine Sütte.
Er mußte seine Reugier mit dem Leben büßen.
Die Indianer nehmen vieles willig von den
Weißen an, nur muß man sie in ihrem Kult in
Frieden lassen. Bei diesen nächtlichen Feiern
und Trinkgelagen geht es lebhaft her. Nur
zu oft gibt es Streit und Messerfedereien.
Alle Feste des Jahres wird an solch einem
Fest ausgetragen. Wenn sich die Verwalter
der Plantage einmischen wollen, um Frieden
zu stiften, so ergeht es ihnen meistens schlecht.
Sie können noch froh sein, wenn sie nur ver-
prägt werden oder einen gefährlichen Mes-
serstich erhalten. In seinem Alkoholrausch ist
der Indianer schlimmer als ein Tier.
Acht Tage währt die Freude. Acht Tage
Lärmen, Schreien, Maskerade. Mit Sonnen-
untergang lodern große Feuer gen Himmel,
welche die ganze Nacht nicht erlöschen. Im
Schein der Flammen toben die wilden Mas-
kentänze der Indianer. Nach acht Tagen ist
das Dorf wie ausgestorben. Von dreitausend
Arbeitern treten keine tausend mehr zu Ar-
beit an. Sie kommen erst wieder, wenn sie
es dringend nötig haben. Sie besitzen ein Dach
über dem Kopfe. Die üppige Natur gibt
ihnen, was ihr bescheidener Lebensunterhalt
erfordert. Also mozu arbeiten? Dolce far
niente!
—
**Die Dame mit dem weißen
Schleier**
Von Menschen, die Unmögliches gesehen und
gehört haben wollen, sagt man, sie hören das
Gras wachsen. In Wahrheit wird es aber nie-
mandem gelingen — selbst bei den größten An-
strengungen und Bemühungen — zu beobach-
ten, wie das Gras an Länge zunimmt. Um ein
Gedächtnis beim Wachsen zu belauschen, muß

Das
Roman von
Copyright by
Es kamen
Nächte, in denen
immer noch kan-
ten über das
Gegens erlosch
— die Liebe
und noch
nicht ertragen
Menschenhände
vorbei sein sol-
te, das Leben
Wunden schloß
tungenformig
entfaltete
Traurigkeit
Traurigkeit
Traurigkeit
kam nicht
bunte lange
den die Tage
„Guten
Seing
Frengem Tage